

... daß ohne das Holz und dessen nöthig- und nützlichen Gebrauch / das menschliche Leben und Bonum publicum nicht wohl bestehen / noch unterhalten werden könne¹

Historische Waldnutzungsformen und Urteile über den Waldzustand als Spiegel des Rohstoffbedarfs

R. Johanna Regnath

Für Jahrtausende stellte in Mitteleuropa der Wald die wichtigste Energie- und Rohstoffressource dar. Das änderte sich erst ab dem 18. Jahrhundert durch die vermehrte Verwendung von Steinkohle und im 20. Jahrhundert dann in großem Ausmaß durch den Einsatz von Erdöl. Mineralöle dienen heute nicht nur als Energieträger, sondern prägen als Ausgangsmaterial für Kunststoffe unsere Lebenswelt. Alltägliche Gebrauchsgegenstände wie Löffel, Schöpfkellen, Schüsseln, Eimer, Fässer, Leiterwägen etc. wurden früher aus Holz hergestellt. Inzwischen ist vieles, was wir permanent benutzen – zumindest teilweise – aus Plastik. Im Zuge dessen verschwand der Wald als Wirtschaftsraum nach und nach aus dem Alltag der meisten Menschen und avancierte stattdessen zum Erholungsort für die bürgerliche Gesellschaft. Als Ort für vielfältige Freizeitaktivitäten hat der Wald seitdem immer mehr an Bedeutung hinzugewonnen.

Erst in den letzten drei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts und dem beginnenden 21. Jahr-

hundert rückte der Wald wieder mehr ins Blickfeld der Öffentlichkeit. Ein Spiegel-Artikel vom November 1981 über das Waldsterben, der damals auch das Thema für das Titelbild lieferte,² löste eine breite gesellschaftliche Debatte über Luftverschmutzung aus.³



Abb. 1: Titelbild, DER SPIEGEL 47 (1981).

¹ HANS CARL VON CARLOWITZ, *Sylvicultura Oeconomica, Oder Haußwirthliche Nachricht und Naturmäßige Anweisung Zur Wilden Baum-Zucht, Nebst Gründlicher Darstellung ...*, Leipzig 1713, Blatt 2 (Vorbericht).

² Säureregen: Da liegt was in der Luft, in: DER SPIEGEL 47 (1981), S. 96–110, online abgerufen unter <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-14347006.html> (29.05.2015).

³ Vgl. dazu auch das DFG-Projekt an der Universität Freiburg „Waldsterben. Und ewig sterben die Wälder“ (2006–2013), das die Debatte um das „Waldsterben“ in den 1980er Jahren und deren Vorläufer in der BRD, der DDR und Frankreich interdisziplinär untersucht hat. Zum Abschluss des Projekts erschien der Sammelband

Dass dieses im Grunde forstwissenschaftliche Thema in der Gesellschaft so starke Beachtung finden konnte, ist nur vor dem Hintergrund der Umweltschutzbewegung zu verstehen, die seit Beginn der 1970er Jahre in Deutschland an Einfluss gewann. Umweltschutzüberlegungen hatten schon vor Ausbruch der Waldsterben-Diskussion ein Verarbeitungsprodukt aus Holz, nämlich das Papier, in den Fokus der öffentlichen Aufmerksamkeit geführt. Zu Beginn der 1980er Jahre wurde heftig und zum Teil polemisch über die Möglichkeiten und den Sinn des Einsatzes von Recyclingpapier aus Altpapier gestritten.⁴ Fast zeitgleich begann auch eine Renaissance von Vollholz als Werkstoff für höherwertige Gebrauchsgegenstände wie Möbel oder Spielzeug – alternativ zu Pressspan und Plastik. Preisgünstige Vollholzmöbel aus industrieller Fertigung haben seit den 70er Jahren den Einrichtungsstil in Europa revolutioniert. Auch in der Bau- und Energiewirtschaft hat eine Neuausrichtung stattgefunden: auf Konstruktionsholz im Hausbau als Gegenbewegung zum Bauen mit Beton oder als CO₂-neutrales Heizmaterial als Ersatz für Erdöl.⁵

Als wir im November 2010 in der Bibliothek des Alemannischen Instituts das Konzept für die Tagung „Landesschätze unserer Zukunft. Rohstoffsicherung auf der Basis historischer Forschungen“ entwarfen, saß Sönke Lorenz, der inzwischen verstorbene Direktor des Instituts für Geschichtliche Landeskunde und Historische Hilfswissenschaften der Universität Tübingen und unser damaliger stellvertretender Vorsitzender, mit am Tisch. Er hatte viele Jahre lang über die mittelalterliche Forstorganisation im Südwesten und insbesondere über den Nordschwarzwald geforscht. Und nicht zuletzt von ihm kam der Impuls, bei dieser Tagung der Waldnutzung einen eigenen Schwerpunkt zukommen zu lassen. Schließlich waren für diese Sektion ein Vortrag von ihm selbst über die Geschichte der Waldnutzung im Nordschwarzwald sowie ein Beitrag des Forstpräsidenten Meinrad Joos über „Nachhaltige Waldnutzung – gestern, heute und morgen“ vorgesehen. Unglücklicherweise konnte keiner der beiden Referenten an der Konferenz teilnehmen.

Bei einer Beschäftigung mit Rohstoffen, noch dazu aus historischer Sicht, die Nutzung der Wälder unberücksichtigt zu lassen, ist nur schwer zu verantworten – insbesondere im Hinblick auf die regionale Ausrichtung auf Baden-Württemberg und den Oberrhein. Denn Baden-Württemberg verfügte mit dem Schwarzwald und vielen kleineren Wäldern schon immer über einen reichen Waldbestand, ist auch heute noch zu 38,4 % mit Wald bedeckt und damit nach Bayern das walddreichste Bundesland.⁶ Deshalb wollten wir zumindest auf einen Überblick über die Geschichte der Waldnutzungen nicht verzichten, wenngleich er die beiden ursprünglich vorgesehenen Beiträge nicht ersetzen kann. Auch auf die für den Wald so wichtige Thematik der Nachhaltigkeit soll im Folgenden eingegangen werden.

Das Waldsterben. Rückblick auf einen Ausnahmezustand, hg. von RODERICH VON DETTEN, München 2013. Siehe auch: <http://www.waldsterben.uni-freiburg.de/> (29.05.2015).

⁴ Ein sehr anschauliches Dokument dazu ist der Artikel vom 14.04.1980: Spur ins Graue. Enragierte Freunde des Waldes drängen immer mehr Behörden zum Gebrauch von Recycling-Papier, angeblich weil es der Umwelt frommt, in: DER SPIEGEL 16 (1980), S. 69–71, online abgerufen unter <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-14326146.html> (13.04.2015).

⁵ An einer Gesamtschau zu den Wechselwirkungen von Holznutzung und der Entwicklung der menschlichen Zivilisation über die Jahrtausende hinweg versucht sich JOACHIM RADKAU in dem Band: Holz. Wie ein Naturstoff Geschichte schreibt (Stoffgeschichten, Bd. 3), München 2007.

⁶ GERALD KÄNDLER/DOMINIK CULLMANN, Der Wald in Baden-Württemberg. Ausgewählte Ergebnisse der dritten Bundeswaldinventur, hg. von der Forstlichen Versuchs- und Forschungsanstalt Baden-Württemberg, Stand Oktober 2014, S. 3, http://www.fva-bw.de/publikationen/sonstiges/bwi3_bundeswaldinventur_3_forstbw.pdf (28.05.2015).

Als der Begriff „Nachhaltigkeit“ im 18. Jahrhundert Eingang in die forstwissenschaftliche Literatur fand, stand er für das Prinzip, durch Planung und Kontrolle langfristig hohe Holzserträge zu sichern. Auch in den Jahrhunderten davor hatte man sich schon Gedanken darüber gemacht, wie man den Nutzen aus dem Wald langfristig erhalten könnte, zum Teil mit anderen Zielsetzungen. Inzwischen haben sich die Forderungen an den Wald wieder gewandelt und nun steht die Forstwirtschaft vor der schwierigen Aufgabe, den ökologischen Anforderungen und dem Artenschutz genauso gerecht zu werden wie der Nachfrage nach günstigem Brenn- und Bauholz aus der Region und dem Erholungsbedürfnis der Menschen in der freien Natur. Der Weiterentwicklung des Begriffs der forstlichen Nachhaltigkeit kommt dabei eine zentrale Bedeutung zu.

Historische Waldnutzungsformen im Mittelalter und der Frühen Neuzeit

Vom Mittelalter bis zum Dreißigjährigen Krieg änderte sich in Bezug auf die Nutzungsformen im Wald nur wenig. Drei zentrale Bedarfsfelder der Wirtschaft wurden aus dem Wald gedeckt: der größte Teil des Energie- und Rohstoffbedarfs und der extensiv ausgerichtete Teil der bäuerlichen Landwirtschaft. Die Höhe des Bedarfs schwankte in diesem Zeitraum jedoch beträchtlich, und zwar in erster Linie in Relation zur demographischen Entwicklung.

An erster Stelle steht die Energieversorgung mit Brennholz und Holzkohle. Neben dem Alltagsbedarf zum Heizen und Kochen dienten Holz und Kohle vielen Handwerkern als Energieträger: Schmieden, Bäckern, Badern, Zieglern, Färbern, Glasmachern, Salzsiedern und anderen, nicht zu vergessen der hohe Bedarf des Bergbaus. Als Bau- und Werkholz wurde es von Zimmerleuten, Schreibern und Wagenmachern, aber auch Küfern, Löffelschnitzern usw. benötigt. Der Wald bot aber auch die Grundlagen für frühchemische Produkte wie Pottasche, Harz oder Eichenlohe.⁷

Neben die Nutzung des Holzes trat noch eine extensive landwirtschaftliche Nutzung der Fläche hinzu, in erster Linie als Weide für Rinder, Pferde und Schafe. Im Herbst wurden große Schweineherden eingetrieben, die mit Eichel- und Bucheckern für die Schlachtung im Winter gemästet wurden. Daneben wurden auch Gras und junge Äste mit Blättern geschnitten („schneiteln“) und als Viehfutter aus dem Wald geholt. Düngermangel war ein beherrschendes Thema bis zur Erfindung des Kunstdüngers. Um diesem Mangel abzuwehren, bediente man sich der obersten Schicht des Waldbodens, benutzte sie erst als Einstreu im Stall und brachte sie dann mit dem Mist auf die Felder und Weinberge aus. Oft nicht bedacht, ist auch die Rodung eine Form der Waldnutzung. Sie kann entweder dauerhaft sein und Dörfer mit einer eigenen Gemarkung im Wald entstehen lassen oder zeitlich begrenzt. Dann werden Neubuchfelder einige Jahre bestellt und bei zurückgehendem Ertrag wieder dem Wald überlassen. Eine weitere Nutzungsform des Waldes ist die Jagd, die in fast allen Gebieten stark reglementiert und den Herrschenden und ihren Beauftragten vorbehalten war.

⁷ Reinhold Schaal gibt an, dass um 1840 ca. 62 % allen Holzes als Brennholz im Hausgebrauch verwendet wurden: REINHOLD SCHAAL, Waldzustände als Spiegel gesellschaftlicher Ansprüche – Waldentwicklung auf der mittleren Schwäbischen Alb und im nördlichen Oberschwaben seit dem 16. Jahrhundert, in: Jahresheft der Gesellschaft für Naturkunde in Württemberg, 170. Jg., Teil 1 (2014), S. 79–113, hier S. 84. JOACHIM RADKAU / INGRID SCHÄFER, Holz. Ein Naturstoff in der Technikgeschichte (Kulturgeschichte der Naturwissenschaften und der Technik, Bd. 24), Reinbek b. Hamburg 1987, S. 88–93, 115–126.

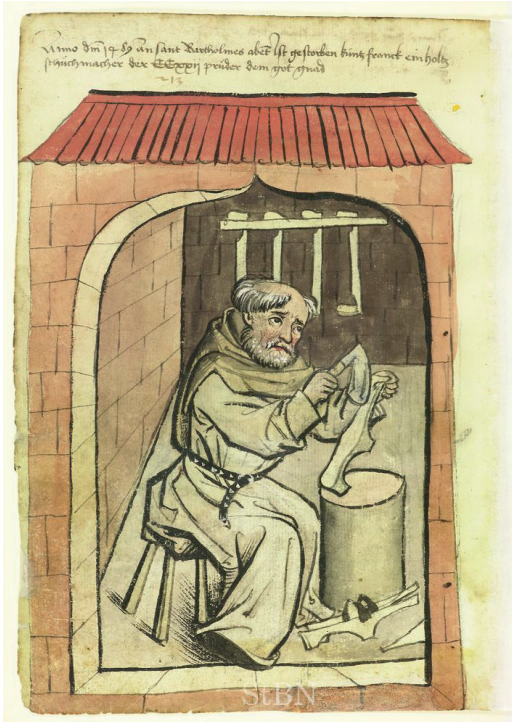


Abb. 2: Holzschuhmacher. Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung, Band 1, Nürnberg, 1426–1549, Stadtbibliothek Nürnberg, Amb. 317.2°, fol. 106 v.

Schon aus dieser kurzen Zusammenstellung lässt sich mit ein wenig Hintergrundwissen der Schluss ziehen, dass die verschiedenen Nutzungsarten für sich allein gesehen unterschiedliche Waldformen bedingten und deshalb tendenziell untereinander in Konkurrenz standen: Für die Energieversorgung war es vorteilhaft, möglichst schnell möglichst viel Holz auf wenig Grundfläche zu erzeugen, für Bauzwecke brauchte man lange, gerade Stämme. Für die Weide war jedoch ein lichter Laubwald mit viel Platz für Gräser und Kräuter am Boden geeigneter. Für die Schweinemast waren die großen, alten, einzelstehenden Bäume mit mächtigen Kronen am ertragreichsten, die aber im Alter kein gutes Bauholz mehr boten. Um Streu zu sammeln, wurde dichter Laubwald bevorzugt. Während den herrschaftlichen Jagden wollte man kein Vieh im Wald haben, und die Schweine der Bauern sollten den Wildschweinen auch nicht die Eicheln und Bucheckern wegfressen.

Seit dem 15. Jahrhundert versuchten die Landesherren in ihrer Eigenschaft als Forstherren, die Nutzungsrechte der Bauern und Handwerker einzuschränken. Die daraus resultierenden Auseinandersetzungen sind Teil der Konfliktpunkte im Bauernkrieg im 16. Jahrhundert und weiterer Aufstände in dessen Umfeld. Selbst wenn Beschränkungen anschließend zurückgenommen wurden, so blieb doch das Maß der Kontrolle über die Waldnutzungen höher als noch zu Beginn des 15. Jahrhunderts.⁸ Daran, dass dem „gemeinen Mann“, also den Angehörigen des bäuerlichen Standes ein Nutzungsrecht am Wald zustand, gab es zu diesem Zeitpunkt jedoch keinen Zweifel. Es ging nur darum, in welchem Ausmaß und unter welchen Bedingungen.

Zu diesen Bedingungen gehörte zum Beispiel, sich den Holzeinschlag oder den Schweineeintrieb vom herrschaftlichen Forstpersonal genehmigen lassen zu müssen⁹ oder nur bestimmte Mengen entnehmen zu dürfen. Auch das zeitweilige Bannen von Bezirken war üblich, jedoch stand hier nicht der Schutz der Bäume, sondern der des Wildes im Vordergrund.

⁸ ANDREAS SCHMAUDER, *Württemberg im Aufstand. Der Arme Konrad. Ein Beitrag zum bäuerlichen und städtischen Widerstand im Alten Reich und zum Territorialisierungsprozess im Herzogtum Württemberg an der Wende zur frühen Neuzeit* (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, Bd. 21), Leinfelden-Echterdingen 1998, S. 270–273, 281.

⁹ Ein Beispiel aus Württemberg: R. JOHANNA REGNATH, *Als man noch mit den Schweinen in den Wald zog – Streitbare Schlaitdorfer verteidigten im 16. Jahrhundert erfolgreich ihre Rechte*, in: *Schwäbische Heimat*, Heft 1 (2011), S. 61–67.

... daß ohne das Holz und dessen nöthig- und nützlichen Gebrauch



Abb. 3: Frühe Glasherstellung: „Die Pfeifen A. Die kleinen Fenster B. Die Marmorplatten C. Die Zange D. Formen für die Gestaltung der Glaswaren E.“ Aus: GEORG AGRICOLA, Zwölf Bücher vom Berg- und Hüttenwesen, übers. von CARL SCHIFFNER, Berlin 1928, S. 507, <http://de.wikipedia.org/wiki/Waldglas#/media/File:Agricola-4.png>.

„Nachhaltige Waldnutzung“

Mit dem Begriff der Nachhaltigkeit ist unweigerlich der Name Hans Carl von Carlowitz verbunden. Er war ein deutscher Kameralist und sächsischer Oberberghauptmann und schrieb im Jahr 1713 mit der *Sylvicultura oeconomica* – zu Deutsch „Haußwirthliche Nachricht und Naturmäßige Anweisung Zur wilden Baum-Zucht“¹⁰ – das erste geschlossene Werk über die Forstwirtschaft. Er gilt als wesentlicher Schöpfer des forstlichen Nachhaltigkeitsbegriffes. Der Begriff der Nachhaltigkeit wurde im Rahmen der sich zu Beginn des 18. Jahrhunderts entwickelnden Forstwirtschaft formuliert. Ziel war es, den Ertrag eines Waldes auf Dauer sicherzustellen, eine „Gleichheit zwischen dem An- und Zuwachs, und zwischen dem Abtrieb derer Hölzter“ herzustellen und so „eine continuirliche beständige und nachhaltende Nutzung“ zu ermöglichen¹¹ – wir werden im Folgenden sehen, dass man hier für die Epoche von Hans Carl von Carlowitz ergänzen darf: optimiert auf die Entnahme von Stammholz.

Den Wunsch nach einer kontinuierlichen Waldnutzung gab es natürlich auch schon vor Carlowitz und eine planvolle Waldbewirtschaftung wurde an manchen Orten Jahrhunderte vor ihm praktiziert, ohne jedoch als „nachhaltig“ bezeichnet worden zu sein. Bekanntestes Beispiel dafür dürfte der Nürnberger Stadtwald sein, in dem Peter Stromer im Jahr 1368 die ersten erfolgreichen Versuche mit der Aussaat von Nadelhölzern unternahm. In der Folge wurden nicht nur der Baumbestand im Nürnberger Stadtwald gezielt umgestaltet, sondern auch Samen europaweit vermarktet. Der Samenhandel war jedoch nicht das vorrangige Ziel Peter Stromers. Er benötigte Holz, vor allem Brennholz für die Montanindustrie in der Oberpfalz, für Bergwerke, Erzverhüttung und die Glasproduktion.¹² Geschäftsinteressen oder auch machtpolitische Überlegungen konnten also durchaus zu planvollen Maßnahmen führen, um in den Waldaufbau einzugreifen. Diese stießen bei den Zeitgenossen aber nicht immer auf Gegenliebe, denn es galt allgemein der Grundsatz, dass die Stadtbürger oder Gemeindemitglieder mit ihrer „Notdurft“, also ihrem Haushaltsbedarf an Holz immer Vorrang vor allen weiteren Interessen haben sollten.¹³

In den meisten Gebieten begnügte man sich bis weit in die Frühe Neuzeit hinein jedoch damit, die natürliche Verjüngung, bezeichnenderweise von den Zeitgenossen „Holzanflug“ genannt, zu unterstützen und mit schützenden Maßnahmen zu flankieren. Zum Teil waren die Bestimmungen dazu sehr genau geregelt, wie zum Beispiel in der zweiten württembergischen Forstordnung von 1540, in der festgelegt wurde, dass bei einem Holzeinschlag pro Morgen mindestens sechzehn Bäume stehen bleiben sollten, und zwar die *geredesten und sterckesten* Eichen. Wenn es keine

¹⁰ VON CARLOWITZ, *Sylvicultura Oeconomica* (wie Anm. 1).

¹¹ VON CARLOWITZ, *Sylvicultura Oeconomica* (wie Anm. 1), S. 87, 105; ULRICH GROBER, Unser vornehmster Begriff – Carlowitz und die Entdeckung der Nachhaltigkeit, in: *Nachhaltigkeit im Wandel. 300 Jahre nachhaltige Ressourcenbewirtschaftung? – Anspruch und Wirklichkeit*, hg. von UWE E. SCHMIDT, Remagen-Oberwinter 2013, S. 21–29, hier S. 25.

¹² RADKAU, *Holz* (wie Anm. 5), S. 101–104.

¹³ Grundlegend dazu RENATE BLICKLE, *Hausnotdurft. Ein Fundamentalrecht in der altständischen Ordnung Bayerns*, in: *Grund- und Freiheitsrechte von der ständischen zur spätbürgerlichen Gesellschaft*, hg. von GÜNTER BIRTSCH (Veröffentlichungen zur Geschichte der Grund- und Freiheitsrechte, Bd. 2), Göttingen 1987, S. 42–64. Zur konkreten Umsetzung dieser Rechtsnorm am Beispiel der historischen Schweinehaltung vgl. R. JOHANNA REGNATH, *Das Schwein im Wald. Vormoderne Schweinehaltung zwischen Herrschaftsstrukturen, ständischer Ordnung und Subsistenzökonomie* (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, Bd. 64), Ostfildern 2008, insbesondere den Abschnitt D 3: *Das Konzept der ‚Hausnotdurft‘ als Norm für einen angemessenen Versorgungsgrad*, S. 254–265.

Eichen gab, sollte man Buchen stehen lassen oder notfalls Birken oder Aspen (Zitterpappeln).¹⁴ Hier wird sowohl eine Maßnahme zur Förderung der Wiederbestockung nach der Entnahme größerer Holzmengen als auch eine eindeutige Wertabstufung in Bezug auf die Holzsorten sichtbar.

Weitere Maßnahmen bestanden in der Bannung bestimmter Bezirke, um die Verbisschäden zu minimieren oder im Vereinzeln von Jungpflanzen, um den Bestand von bestimmten Arten, v. a. Eichen zu erhöhen. Wegen der hohen Wertschätzung des Holzes von Eichen und Buchen und vor allem wegen der Eicheln und Bucheckern für die Schweinemast förderte man deren Aufwuchs. Auch Wildobstbäume durften nicht als Brennholz geschlagen werden.

Bekannt ist die häufig belegte Forderung, mit der Bauern verpflichtet wurden, in Fronarbeit unter Aufsicht des Forstpersonals junge Eichen- und Buchensetzlinge im Wald auszugraben und an geeigneten Plätzen wieder auszupflanzen. Die Setzlinge sollten dann mit einem Dornenverhau oder ähnlichem gegen Verbiss geschützt werden. Diese Verpflichtung konnte an unterschiedliche Regularien geknüpft sein, zum Beispiel an bestimmte Termine im Jahresverlauf oder an Ereignisse im Leben eines Einzelnen wie die Heirat. Die Nutzungsberechtigten sollten also für die Vermehrung gewünschter Baumsorten in die Pflicht genommen werden. Ein sehr ausführliches Beispiel für eine solche Vorschrift über das Baumsetzen findet sich im württembergischen Schönbuchlagerbuch von 1552–1553.¹⁵

Der Abschnitt beginnt mit einer Klage darüber, dass in den Vorjahren entgegen des ergangenen Befehls und trotz des offensichtlichen Nutzens früherer Pflanzungen keine jungen Bäume gesetzt wurden. Nun solle dem Befehl in Zukunft wieder Folge geleistet werden, und zwar indem jeder, der zu den Schönbuchgenossen gehörte und einen *eigenen Rauch*, also einen eigenen Haushalt hatte, auf Anweisung des Waldvogts und seiner Forstknechte im April ein bis zwei junge Stämme ausgraben und umsetzen sollte. Auch junge Männer im heiratsfähigen Alter, die demnächst eine eigene Haushaltung haben würden, wurden für diese Arbeit herangezogen. Geeignete Stellen im Wald sollten zuvor mit den Vertretern der Dorfgemeinde abgesprochen werden. Man sollte dazu Eichen, Buchen oder Aspen auswählen, einen Teil davon auf einer Höhe von sieben bis acht Schuh (2,0–2,30 m) einkürzen, andere unbeschnitten einpflanzen.¹⁶ Das Einkürzen als Pflegemaßnahme beim Umpflanzen war also schon bekannt. Eichen seien vorzuziehen, jedoch *weill der Bod unngleich*, solle man es an Stellen, an denen die Bodenbeschaffenheit für Eichen nicht geeignet sei, mit Birken, Aspen oder Buchen versuchen.

Alle Stämmchen sollten durch *hag* und andere Dornen umgeben und so vor dem weidenden Vieh und vor dem Wild geschützt werden. Dieses Baumsetzen soll kein Jahr unterlassen und Bäume, die Schaden genommen haben, sollen ersetzt werden.

In der Realität funktionierte eine solche verantwortungsvolle und vorausschauende Waldnutzung meist umso besser, je effektiver alle Beteiligten in der Lage waren, ihre unterschiedlichen Interessen zu schützen. Gab es keine Interessenkonflikte, weil sich ein Waldgebiet zum Beispiel

¹⁴ Vollständige, historisch und kritisch bearbeitete Sammlung der württembergischen Gesetze, hg. von AUGUST LUDWIG REYSCHER (Bd. 16,1), Tübingen 1845, Nr. 4, S. 12.

¹⁵ Schönbuchlagerbuch von 1552–1553: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, H 107/18, Bd. 3, fol. 310r–311v.

¹⁶ Ebd., fol. 311r: *zum Theils Oben uff sibem, oder Acht schuoch hoch abgeworffen, zum Theils Aber nach gelegenheit solcher Stämm unabgeworffen, gelassen werden*. Vgl. Schwäbisches Wörterbuch, Bd. 1, bearb. von HERMANN FISCHER, Tübingen 1904, Sp. 83: „einen Baum a[bwerfen], seine Aeste abhauen, um sie neu zu propfen.“ Zu den württembergischen Längenmaßen vgl. WOLFGANG VON HIPPEL, Maß und Gewicht im Gebiet des Königreichs Württemberg und der Fürstentümer Hohenzollern am Ende des 18. Jahrhunderts (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Forschungen, Bd. 145), Stuttgart 2000, zum „Schuh“ insbesondere S. 197.

abseits in relativ unbewohnten Lagen im Schwarzwald befand, sah man kein Problem darin, komplett abzuholzen, insbesondere da in diesem speziellen Fall für den Abtransport über Flößerei oder Holztrift kostspielige Investitionen notwendig waren.¹⁷ Die Lebenserfahrung der Menschen war, dass innerhalb einiger Jahrzehnte der Wald wieder nachwachsen würde. Vorausschauende Waldbewirtschaftung konnte aber auch bedeuten, einen siedlungsnahen Wald in Mittelwald- oder Niederwaldbetrieb zu überführen – sofern sich damit der Bedarf am besten decken ließ.

Gleichzeitig sind in großer Zahl Dokumente überliefert, die Klagen und Auseinandersetzungen um Holznutzungen belegen, oft auch in Zusammenhang mit dem Bergbau und anderen energie- und rohstoffintensiven Wirtschaftsbetrieben. So schrieb zum Beispiel Prior Ulrich Fürwein von den Freiburger Wilhelmiten 1551 über den Umgang der Bergleute in Oberried mit dem dortigen Klosterwald, dass über sie doch bekannt sei, dass sie nichts verschonen und alles Nächstliegende niederhauen würden.¹⁸ Gut ein halbes Jahrhundert später versuchten die Bauern von St. Märgen mit Eingaben an die Stadt Freiburg vergeblich zu verhindern, dass die Floßknechte die Waldungen in der Nähe ihrer Höfe, aus denen sie ihren Bedarf deckten, einschlugen und als Brennholz nach Freiburg verbrachten.¹⁹ Solche Beispiele ließen sich in großer Menge weiter aufführen, und nicht nur als Klagen der Untertanen an die Herrschaft, sondern auch in Form von Ermahnungen ihrerseits an die Untertanen, sie mögen doch den Holzverbrauch senken, z. B. durch den Einsatz von Steinen beim Hausbau.

Die Quellen zeigen, dass der Nutzungsdruck auf den Wald seit dem 16. Jahrhundert stieg. Gleichzeitig galt aber bis um 1750 die grundsätzliche Übereinkunft, dass jeder nur so viel von den zur Verfügung stehenden Gütern nutzen durfte, wie er zu seiner standesgemäßen „Nahrung“ und „Notdurft“ wirklich benötigte. Das bedeutete im Gegenzug auch, dass niemandem das „Nötige“ genommen werden durfte, insbesondere nicht um damit Gewinne zu machen. Diese Vorstellung einer an der Standeszugehörigkeit ausgerichteten ‚sozialen Gerechtigkeit‘ ist typisch für die Frühe Neuzeit und wirkte sich tiefgreifend auf alle Bereiche der Wirtschaft und des sozialen Zusammenlebens aus. Indem man versuchte, den unterschiedlichen Bedürfnissen ihrer Nutzer auf der Basis ihrer Standeszugehörigkeit mehr oder weniger gerecht zu werden, wirkte sich dieses Konzept der „gerechten Nahrung“ grundlegend auf die Nutzung der Wälder und damit auch auf ihr Aussehen und ihre botanische Zusammensetzung aus. Dass sich in obigem Beispiel die Stadt Freiburg mit ihrer „Notdurft“ an Brennholz über die Bedürfnisse der Bauern von St. Märgen hinwegsetzte, bedeutete für Letztere mühsame Mehrarbeit, bewegte sich aber durchaus im Rahmen dieses Konzepts der standesgemäßen „Nahrung“ und „Notdurft“.

Die rechtliche und damit soziale Gemengelage in vielen Wäldern war nur schwer veränderbar und machte grundsätzliche Eingriffe in die Waldstrukturen jahrhundertlang fast unmöglich – zumindest was die siedlungsnahen Wälder betraf. Die Akten über die ständigen Auseinandersetzungen um die Details der Waldnutzung belegen das und füllen viele Regalmeter in den Archiven. In den überwiegenden Fällen war das Aussehen der Wälder in der Vormoderne also Ergebnis eines grundsätzlich akzeptierten, gesellschaftlichen Interessenausgleichs – genauso wie heute die Wälder letztlich mehr oder weniger den Interessen unserer modernen Gesellschaft entsprechen.

¹⁷ HELMUT BRANDL, *Der Stadtwald von Freiburg. Eine forst- und wirtschaftsgeschichtliche Untersuchung über die Beziehungen zwischen Waldnutzung und wirtschaftlicher Entwicklung der Stadt Freiburg vom Mittelalter bis zur Gegenwart* (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 12), Freiburg 1970, S. 116 ff.

¹⁸ *Geschichte der Stadt Freiburg*, Bd. 2: *Vom Bauernkrieg bis zum Ende der habsburgischen Herrschaft*, hg. von HEIKO HAUMANN und HANS SCHADEK, Stuttgart 1994, S. 308–310, hier S. 310.

¹⁹ BRANDL, *Der Stadtwald von Freiburg* (wie Anm. 17), S. 117 f.



Abb. 4: Holzhauer. Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung, Band 1, Nürnberg, 1426–1549, Stadtbibliothek Nürnberg, Amb. 317.2°, fol. 26 r.

Doch mit Beginn des 18. Jahrhunderts verschärfte sich der Ton in den Auseinandersetzungen um den Wald und die althergebrachten „Spielregeln“ des Interessenausgleichs verloren an Gewicht. Der Rechtfertigungsdruck, die eigene „Notdurft“ nachzuweisen, der früher bei Holzverkäufen allgegenwärtig war, schwand nach und nach. Kauf und Verkauf von Holz außerhalb enger sozialer und räumlicher Grenzen verlor seine Anruchigkeit. Fehlende Geldmittel in der fürstlichen Schatulle oder im Stadtsäckel reichten als Begründung und traten an die Stelle der früheren, fein abgestuften Sozialkontrolle, bei der erwartet wurde, dass die neue Klosterkirche oder der Schlossneubau auch das Prestige der Untertanen steigerte. Nur den Bauern blieb nicht viel anderes übrig, als mit ihren Formen des Holzeinschlags für den Alltagsbedarf weiterzumachen wie bisher. Damit gerieten sie nun aber in den Fokus als Schuldige an der prognostizierten oder realen Ressourcenkrise, der „Holznote“.

Bis heute ist es noch ein Topos in den Reihen der Forstwissenschaftler, über die verwüsteten, degradierten, völlig übernutzten

Wälder der Vormoderne zu klagen.²⁰ Letztlich lassen sich diese Art Klagen bis in die Zeit von Carlowitz zurückverfolgen. Seit der heftigen Debatte über den Realitätsgehalt der „Holznöte“ in den 1990er Jahren sind die Forschungsansätze jedoch differenzierter geworden. In dieser „Holznote“ ging es im Kern darum, wie weit die Klagen über den Holzmangel in den Quellen reale Waldzustände widerspiegeln. Die Frontlinie trennte vor allem die forstwissenschaftlich geprägte Forstgeschichtsforschung von den neueren Strömungen in der Umwelt-, Mentalitäts-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Ein Vierteljahrhundert später haben eine ganze Reihe an Einzelstudien dazu beigetragen, die „Holznöte“ des 18. und 19. Jahrhunderts als komplexe Phänomene einzuordnen, in denen es auch um Politik, Verteilungsgerechtigkeit, Wirtschaftsexpansion und gesellschaftliche Umbrüche ging.²¹

²⁰ Zuletzt auch JÜRGEN HUSS, *Waldbau im Nordschwarzwald – gestern, heute und morgen (?)*, in: *Mitteilungen des Badischen Landesvereins für Naturkunde und Naturschutz e. V.*, N. F. Bd. 21, H. 3 (2014), S. 473–505, hier S. 475. Das ist insofern verwunderlich, da die von ihm in der Folge zitierte Quelle (S. 477) und auch sein eigener Text eine differenzierte Einschätzung nahelegen.

²¹ Einen Überblick über die Debatte gibt der Aufsatz von WINFRIED SCHENK, *Holznöte im 18. Jahrhundert? – Ein Forschungsbericht zur „Holznote“ der 1990er Jahre*, in: *Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen* 157 (2006), S. 377–383. Neben vielen anderen ist eine sehr ausführlich recherchierte Arbeit 2012 zur Waldnutzung im Münstertal erschienen: MARKUS HERBENER, *Waldnutzungsinteressen des 18. Jahrhunderts – Fallstudien zum Kloster St. Trudpert im Münstertal (Schwarzwald)*, Freiburg 2012, <https://www.freidok.uni-freiburg.de/data/8852> (02.06.2015).

Tiefgreifende Umwandlungsprozesse im 18. und 19. Jahrhundert

Im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert gab es in der Geschichte des Waldes sehr einschneidende Umwandlungsprozesse. Im Verlauf dieser 150 Jahre änderten sich im großen Umfang Nutzungs-, Rechts- und Besitzansprüche am Wald, aber auch das Aussehen des Waldes und seine botanische Zusammensetzung. Dass eine solche Umgestaltung einer seit dem Mittelalter festgefügtten Ordnung überhaupt möglich wurde, liegt daran, dass der Wandlungsprozess viele weitere Teile der Gesellschaft erfasst hat: Im Zeitalter der Aufklärung, der Französischen Revolution, der Bauernbefreiung und der Frühindustrialisierung ging es um viel weitreichendere Veränderungen als nur um die im Wald.²² Für die Geschichte des Waldes ist hierbei die Neuausrichtung der Konzepte von Besitz und Eigentum – weg von der Idee von der Teilbarkeit des Eigentums – von nicht zu überschätzender Bedeutung.

Seit dem Spätmittelalter gehörte die Möglichkeit zur Aufteilung von Rechten an einem Sacheigentum zur selbstverständlichen Lebenswirklichkeit. Der wichtigste Anwendungsbereich war das Lehensrecht. In der Theorie handelt es sich um eine Unterscheidung zwischen Ober- und Untereigentum, bzw. *dominium directum* und *dominium utile*, in der konkreten Ausgestaltung war diese Aufteilung über die Jahrhunderte hinweg Veränderungen unterworfen.²³ Grundsätzlich richtete sich im Mittelalter und der ersten Hälfte der Frühen Neuzeit das Interesse mehr auf die (teilbaren) Nutzungsrechte und weniger auf absolute (tendenziell unteilbare) Besitzrechte.²⁴ Die Teilung in Ober- und Nutzereigentum findet sich in der Frühen Neuzeit bei allen als Lehen ausgegebenen Häusern und Grundstücken und war vertraglich jeweils genauer ausgestaltet, z. B. als Erblehen. Als Nutzereigentum sind auch Nutzungsrechte am Wald anzusprechen.

Am Beispiel der Fragen, mit denen die politischen Theoretiker im 18. Jahrhundert den traditionellen Eigentumsbegriff diskutiert haben – nach der Freiheit des Verfügungsrechts, dem „wahren Eigentum“ – spiegelt sich wider, wie sich die Grundlagen der ständischen Gesellschaft auflösten und sich die Haltung gegenüber dem Eigentumsbegriff in allen Schichten wandelte.²⁵

²² Diese Prozesse bezeichnete der Wirtschaftshistoriker Karl Polanyi als „Great Transformation“, Reinhart Koselleck prägte dafür den Terminus „Sattelzeit“ als Leitbegriff für das Lexikon „Geschichtliche Grundbegriffe“. Sie sind Teil der Umwälzungen, die den Übergang von der Frühen Neuzeit zum modernen Industriezeitalter kennzeichnen: KARL POLANYI, *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*, Frankfurt a. M. 1978; REINHART KOSELLECK, Einleitung, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 1, hg. von OTTO BRUNNER, WERNER CONZE und REINHART KOSELLECK, Stuttgart 1972 ff., S. XIII–XXIII.

²³ Zum Thema grundsätzlich siehe ANDREAS THIER, *Geteiltes Eigentum*, in: *Enzyklopädie der Neuzeit*, Bd. 4, hg. von FRIEDRICH JÄGER, Stuttgart 2006, Sp. 769–771.

²⁴ STEFAN VON BELOW / STEFAN BREIT, *Wald – von der Gottesgabe zum Privateigentum. Gerichtliche Konflikte zwischen Landesherren und Untertanen um den Wald in der frühen Neuzeit (Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte, Bd. 43)*, Stuttgart 1998, S. 10: „Indem sich das mittelalterliche Denken an den Nutzungsmöglichkeiten und -rechten orientierte, konnte die Vorstellung eines absoluten, unteilbaren Eigentums gar nicht aufkommen, denn die Nutzung ist prinzipiell unter verschiedene Berechtigte aufteilbar.“ Vgl. auch KARL SIEGFRIED BADER, *Studien zur Rechtsgeschichte des mittelalterlichen Dorfes. 3. Teil: Rechtsformen und Schichten der Liegenschaftsnutzung im mittelalterlichen Dorf*, Wien/Köln/Graz 1973, S. 1 f.: „Die ältere Agrarverfassung (...) kannte den Begriff des Eigentums in unserem modernen, juristischen Sinne nicht. Man ging nicht von einem abstrakten Eigentumsbegriff, sondern von konkreten Formen und Möglichkeiten der Liegenschaftsnutzung aus.“

²⁵ Zur Geschichte des geteilten Eigentums siehe den Beitrag von STEFAN VON BELOW, *Das Eigentum am Wald – ein Forschungsüberblick*, in: VON BELOW / BREIT, *Wald (wie Anm. 24)*, S. 3–30. Zur Debatte im 18. Jahrhundert und ihren Akteuren siehe ebd., S. 23–29.

Auch das Bestreben, sich überschneidende Nutzungs- und Eigentumsrechte im und am Wald zu entflechten, ist direkter Ausfluss dieses veränderten Eigentumskonzepts, unter dessen Maßgabe nun auch ganz neue Überlegungen zur Wirtschaftlichkeit möglich wurden.

Das Holz stand im 18. Jahrhundert mehr denn je als Rohstoff im Zentrum, und unter der Bedingung steigender Bevölkerungszahlen und wirtschaftlicher Expansion stieg auch die Zahl derer, die Zugang zu diesem Rohstoff erlangen wollten. Das waren nach wie vor die traditionellen bäuerlichen Nutzer und der regionale Holzhandel wie zum Beispiel die Belieferung der Stadt Straßburg aus dem Kinzigtal.²⁶ Nachdem sich die Wälder in der Zeit direkt nach dem Dreißigjährigen Krieg zum Teil sogar ausgebreitet hatten, stieg mit der Bevölkerungszunahme wieder der Nutzungsdruck. Dazu kamen nun veränderte wirtschaftliche Interessen. Holz war mittlerweile zu einem europaweiten Handelsgut geworden und wer konnte, versuchte auf diesem Markt Geld zu verdienen. Am bekanntesten ist sicherlich der Verkauf von Bauholz, vor allem Tannen, aus dem Schwarzwald nach Holland zum (Schiffs-)Bau, das sogenannte „Holländerholz“. Die sozialen Verwerfungen, zu denen es dabei in den Dorfgemeinschaften kommen konnte, hat Wilhelm Hauff in seiner Erzählung „Das kalte Herz“ beschrieben, in der er vom armen Peter Munk erzählt und seinem aus Neid auf die in seinen Augen unermesslich reichen Flößer geborenen schlimmen Schicksal.

Insgesamt stiegen in der Zeit ab 1750 die Bereitschaft und die Möglichkeiten, Dinge des täglichen Bedarfs nicht mehr selbst zu produzieren, sondern auf dem Markt einzukaufen. Das senkte im Durchschnitt den Anteil der Subsistenzwirtschaft an der Versorgung eines Haushalts, d. h. weniger Nahrungsmittel, Kleidung, Heizmaterial etc. wurden durch eigene Arbeit angebaut, geerntet bzw. erzeugt, sondern stattdessen auf dem Markt oder bei Hausierern eingekauft. Auch die engen Regeln für den Zwischenhandel, bislang als schädlicher „Fürkauf“ weitgehend verteufelt, wurden gelockert.²⁷ Damit eröffnete sich zum ersten Mal in der Geschichte Mitteleuropas die Chance darauf, in größerem Ausmaß in die festgefügte Ordnung der Waldnutzungen einzugreifen, ohne gleichzeitig einen Großteil der Haushalte von der Holzversorgung abzuschneiden. Wir können an dieser Stelle nicht tiefer auf die Wandlungsprozesse am Übergang von der Frühen Neuzeit zum modernen Industriezeitalter eingehen. Dass sie von nicht zu überschätzender Bedeutung nicht nur für das wirtschaftliche Handeln, sondern insgesamt für alle Aspekte des menschlichen Zusammenlebens waren, dürfte deutlich geworden sein. Und dass sie nicht konfliktfrei abliefen, ebenso.

Ein in diesem Zusammenhang wichtiger Teil des Umgestaltungsprozesses war eine Professionalisierung in der Forstverwaltung im 18. Jahrhundert. Eine Vielzahl an Abhandlungen erschienen, wie die Landnutzung im Allgemeinen und die der Wälder im Besonderen umgestaltet werden sollte. Auch die Anforderungen an die Ausbildung der Forstbeamten stiegen. Zwischen 1771 und 1775 entwickelte sich an der „Hohen Carlsschule“ des württembergischen Herzogs

²⁶ HANS HARTER, Schiltach. Die Flößerstadt (Beiträge zur Geschichte der Stadt Schiltach, Bd. 1), Schiltach 2004, S. 8–12. Schon aus dem 14. Jahrhundert ist ein schriftlicher Beleg dafür erhalten, dass die Stadt Straßburg sich aus dem Schwarzwald mit Brennholz versorgte (ebd., S. 6). Bis ins 18. Jahrhundert war Straßburg die Hauptabnehmerin im Holzhandel aus dem Kinzigtal (ebd., S. 28).

²⁷ Vgl. dazu: Revolution des Fleißes, Revolution des Konsums? Leben und Wirtschaften im ländlichen Württemberg von 1650 bis 1800, hg. von SIGRID HIRBODIAN, SHEILAGH OGILVIE und R. JOHANNA REGNATH (Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts, Bd. 82), Ostfildern 2015, insbesondere den Aufsatz von SHEILAGH OGILVIE, Revolution des Fleißes. Leben und Wirtschaften im ländlichen Württemberg von 1650 bis 1800, S. 173–193.

Carl Eugen eine Abteilung zur Ausbildung von Forstpersonal.²⁸ Und nachdem die josephinische Forstordnung von 1786 von allen Forstbediensteten das Bestehen einer fachbezogenen Prüfung forderte, wurde 1787 in Freiburg eine Professur für Forstwissenschaft eingerichtet – nicht zuletzt um diese Prüfungen durchführen zu können.²⁹ Finanzielle Überlegungen waren, wenn nicht Auslöser, so zumindest ein wesentlicher Grund für den Aufbau von völlig erneuerten Forstverwaltungen, und nicht von ungefähr waren sie meist dem Finanzressort untergeordnet.³⁰

Auch das Werk des Hans Carl von Carlowitz ist Teil dieses Prozesses. Je größer die Nachfrage nach Holz durch Fernhandel, Bevölkerungszuwachs und die Protoindustrialisierung wurde, desto mehr gewann es an (Geld-)Wert und desto mehr rückte es ins Zentrum des Interesses der Landesherren und ihrer kameralistisch ausgebildeten Forstbeamten. Nicht umsonst nennt Carlowitz in seinem Titel die „nothdürfftige[.] Versorgung des Hauß-, Bau-, Brau-, Berg- und Schmelz-Wesens“ als Ziel seiner Abhandlung, und er meinte selbstverständlich Bau- und Brennholz.

Die übrigen bäuerlichen Nutzungen, die früher eher in Konkurrenz mit dem Jagdwunsch der Forstherren standen, verloren nun den Wettkampf mit dem neuen Ziel, möglichst viel Holz zu produzieren, und wurden zu unerwünschten „Nebennutzungen“ degradiert. Und nun gab es auch keinen Grund mehr, die Auswirkungen der „Nebennutzungen“ zu tolerieren: offene Laubwälder, die für die Weide optimiert waren, oder Niederwälder zur Brennholz- oder Eichenlohegewinnung entsprachen nicht mehr den neuen Zeiten.³¹ Die Umgestaltung der Rechtsverhältnisse im Wald fand ihren Höhe- und weitgehenden Schlusspunkt in den Ablösungen der Nutzungsrechte von Bauern und Gemeinden. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts begann man in vielen deutschen Gebieten die verschiedenen Waldnutzungsrechte aufzuheben, entweder durch Geldzahlungen oder durch die Zuweisung von Waldgebieten an die Nutzungsberechtigten. Dem gingen zum Teil langwierige Verhandlungen voraus. Viele Gemeinden waren aber grundsätzlich dazu bereit, die Rechte aufzugeben, wenn sie im Gegenzug eigenen Kommunalwald erhielten. Die Entflechtung sich überschneidender Besitz- und Nutzungsrechte scheint auch ihnen entgegengekommen zu sein.

Als regionales Beispiel kann der Wald Schönbuch (zwischen Tübingen und Stuttgart) dienen. Ferdinand Graner stellte in seiner „Geschichte der Waldgerechtigkeiten im Schönbuch“ den Vorgang der Ablösungen detailliert dar. Zentrale Voraussetzung war die durchgreifende Neuordnung in der württembergischen Verwaltung, mit der die Forstverwaltung der Finanzabteilung unterstellt wurde. 1819 schließlich erging von König Wilhelm der Auftrag an das Finanzministerium, einen Bericht über die Berechtigungen der Schönbuchorte zu erstellen. Dieser Bericht enthielt die

²⁸ HELMUT RAU / HELMUT BRANDL, *Zwei Jahrhunderte Forstgeschichte Baden-Württemberg: von der Königlich-Württembergischen Forstdirektion zur Forstdirektion Stuttgart* (Berichte Freiburger forstliche Forschung, Bd. 19), Freiburg 2000, S. 6; FRANZ QUARTHAL, *Die „Hohe Carlsschule“*, in: „O Fürstin der Heimath! Glückliches Stutgard“. Politik, Kultur und Gesellschaft im deutschen Südwesten um 1800, hg. von CHRISTOPH JAMME (Deutscher Idealismus, Bd. 15), Stuttgart 1988, S. 35–54, hier S. 40 ff.

²⁹ BRANDL, *Der Stadtwald von Freiburg* (wie Anm. 17), S. 148.

³⁰ BERND-STEFAN GREWE, *Wald*, in: *Europäische Geschichte Online (EGO)*, hg. vom Institut für Europäische Geschichte (IEG), Mainz 2011-05-04, <http://www.ieg-ego.eu/greweb-2011-de> (17.02.2015).

³¹ „Nirgendwo wird man eine Waldung nur in einem mittelmäßig guten, zu geschweigen in einem vollkommenen Stand antreffen, wohin der Viehtrieb gehet. [...] Viehhütungen erfordern solche Wälder, darinnen die Bäume dinn einzeln zerstreut stehen, wo folglich unzählig viele Blößen anzutreffen sind; und da hat es gewiß mit dem Holzwachstum ein Ende.“ Anonym, *Oeconomischer Vorschlag. Sämtl. Bis anher ungebaut sogenannte Gemeindsgründe unter die Unterthanen zur Urbar- und Fruchtbarmachung zu vertheilen; somit alle gemeinschaftliche Viehweyden gänzlich abzustellen und aufzuheben*, in: *Der baierische und pfälzische Landmann ...*, München 1769, S. 20–40, hier S. 32 f., zitiert nach RAINER BECK, *Ebersberg oder das Ende der Wildnis. Eine Landschaftsgeschichte*, München 2003, S. 103.

Empfehlung, die Waldnutzungsrechte gänzlich aufzuheben und entweder durch eine Abfindung in Form von Grund und Boden abzulösen oder durch feststehende Holz mengen zu ersetzen. Das wurde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Verhandlungen mit den einzelnen Orten in die Tat umgesetzt, von denen die allermeisten die ihnen angebotenen Waldgebiete als Ersatz für ihre früheren Rechte akzeptierten.³²

Die Waldwirtschaft konnte nun rationalisiert werden: durch Einteilung in Schläge, komplette Abholzung von einzelnen Bereichen bis hin zur Einführung von Kahlschlagwirtschaft und Umstellung auf Nadelhölzer. Ziel war nun in erster Linie die Produktion von Stammholz, aus dem man im Verkauf am meisten erlöste. Das lag im Sinne der stets an Geld knappen Landesherren, die aus ihren Wäldern nun Holz verkaufen konnten. Das entsprach aber auch dem Zeitgeist und den Bedürfnissen der sich wandelnden Gesellschaft: Die traditionelle bäuerliche Wirtschaft, die die Unterstützung durch Nährstoffe und Viehfutter aus dem Wald benötigte und einen hohen Anteil an Subsistenzversorgung aufwies, ging immer weiter zurück, durch das Ende der starren Dreifelderwirtschaft und die Einführung der Stallhaltung auch im Sommer wurde viel weniger Weidefläche benötigt. Der zunehmende Einsatz von fossilen Brennstoffen, v. a. Steinkohle, entlastete den Brennholzmarkt. Die Nachfrage nach Bauholz in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den deutschen Städten wuchs rasant ebenso wie der Bedarf nach Grundstoffen für die Produktion von Papier und weiteren Produkten aus Zellulose. Aus dem „Nährwald“ für die bäuerliche Gesellschaft wurde ein moderner „Nutzwald“ mit dem Primat der Holzproduktion.³³

Nachhaltige Waldnutzung als Zukunftsaufgabe

Die Definition von Nachhaltigkeit hat sich seitdem stark weiterentwickelt; von einer zunächst rein auf die Rohstoffsicherung von Holz ausgerichteten Nachhaltigkeitsdefinition, wie sie Carlowitz und seine Zeitgenossen vertraten, hin zu einer Definition von Nachhaltigkeit, die heute einer Vielzahl von Ansprüchen genügen muss.³⁴ Nachhaltige Waldbewirtschaftung definierte 1993 in Helsinki die Ministerkonferenz zum Schutz der Wälder in Europa wie folgt: „... ‚sustainable management‘ means the stewardship and use of forests and forest lands in a way, and at a rate, that maintains their biodiversity, productivity, regeneration capacity, vitality and their potential to fulfil, now and in the future, relevant ecological, economic and social functions, at local, national, and global levels, and that does not cause damage to other ecosystems [...]“.³⁵ Diese Kriterien einer nachhaltigen Waldbewirtschaftung gilt es zu interpretieren und mit Inhalten zu füllen.

³² FERDINAND GRANER, Geschichte der Waldgerechtigkeiten im Schönbuch (Darstellungen aus der württembergischen Geschichte, Bd. 19), Stuttgart 1929, S. 104–125. Siehe dazu auch REGNATH, Das Schwein im Wald (wie Anm. 13), S. 279 f.

³³ Dieser Übergang ist anhand von Gebieten auf der Schwäbischen Alb und in Oberschwaben beispielhaft herausgearbeitet in: REINHOLD SCHAAL, Waldzustände als Spiegel gesellschaftlicher Ansprüche. Die Entwicklung von Wäldern auf der mittleren Schwäbischen Alb und im nördlichen Oberschwaben seit dem 16. Jahrhundert (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, Bd. 72), Ostfildern 2011, insbesondere S. 290 ff.

³⁴ Einen Forschungsüberblick zum Nachhaltigkeitskonzept gibt Markus Herbener in seiner Doktorarbeit: HERBENER, Waldnutzungsinteressen (wie Anm. 21), S. 30–43.

³⁵ Second Ministerial Conference on the Protection of Forests in Europe, Resolution H1. General Guidelines for the Sustainable Management of Forests in Europe, 16-17 June 1993, Helsinki/Finland: http://www.foresteurope.org/docs/MC/MC_helsinki_resolutionH1.pdf. „Nachhaltige Bewirtschaftung bedeutet die Betreuung von Waldflächen und ihre Nutzung auf eine Weise und in einem Maß, dass sie ihre biologische Vielfalt, Produktivität, Verjüngungsfähigkeit und Vitalität behalten sowie ihre Fähigkeit, gegenwärtig und in Zukunft wichtige

Heute werden vielfältige Ansprüche an den Wald gestellt: als Lieferant für Holz und andere Waldprodukte, als Schutz vor Naturgefahren, Erholungsraum, Trinkwasserfilter, Habitat für Flora und Fauna und als Wildnis und nichts zuletzt als CO₂-Senke.³⁶ Manche moderne Ansprüche an den Wald unterscheiden sich grundlegend von denen früherer Zeiten, insbesondere im Bereich von Freizeitaktivitäten wie Mountainbiking, Hochseilgärten oder Skilaufen; andere, wie die Produktion von Holz als Energieträger, haben die Menschen schon viele Jahrhunderten beschäftigt und tun es heute wieder. Zwischen 2005 und 2010 ist der private Verbrauch an Brennholz in Deutschland um mehr als die Hälfte gestiegen, von 22,0 auf 33,9 Kubikmeter³⁷ – nicht von ungefähr denkt man wieder über traditionelle Formen der Brennholzgewinnung wie zum Beispiel Niederwälder nach. Sich bewusst zu machen, dass das gegenwärtige Aussehen des Waldes nicht dem vergangener Jahrhunderte entspricht und zu erforschen, welche Formen es in der Vergangenheit gab und wie diese sich auf den Zustand des Waldes, auf Flora und Fauna ausgewirkt haben, kann wichtige Anregungen für die Lösung heutiger und zukünftiger Fragen bereitstellen.

ökologische, wirtschaftliche und soziale Funktionen auf lokaler, nationaler und globaler Ebene zu erfüllen und dass anderen Ökosystemen kein Schaden zugefügt wird.“ Übersetzung aus MANUELA BAUMGARTEN / KONSTANTIN VON TEUFFEL, Nachhaltige Waldwirtschaft in Deutschland, in: Waldumbau – für eine zukunftsorientierte Waldwirtschaft, hg. von KONSTANTIN VON TEUFFEL u. a., Berlin/Heidelberg/New York 2005, S. 1–10, hier S. 2.

³⁶ ANTON BÜRGI / PETER BRANG, Das Klima ändert sich – Wie kann sich der Waldbau anpassen?, in: Wald und Holz 3 (2001), S. 43–46.

³⁷ UDO MANTAU, Holzrohstoffbilanz Deutschland. Entwicklungen und Szenarien des Holzaufkommens und der Holzverwendung von 1987 bis 2015, Hamburg 2012.